

"Früher haben wir sicherer gelebt!": über soziale Gewinne und Verluste der Wiedervereinigung

Gebhardt, Winfried; Kamphausen, Georg

Veröffentlichungsversion / Published Version
Sammelwerksbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Gebhardt, W., & Kamphausen, G. (1995). "Früher haben wir sicherer gelebt!": über soziale Gewinne und Verluste der Wiedervereinigung. In H. Sahner, & S. Schwendtner (Hrsg.), *27. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Soziologie - Gesellschaften im Umbruch: Sektionen und Arbeitsgruppen* (S. 180-185). Opladen: Westdt. Verl. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-137527>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Der Fall des Berliner Theologen Fink hat deutlich gezeigt, daß über den politisch-moralischen Kontext hinaus eine Stasi-Ehrung auch einschneidende juristische Konsequenzen zeitigen kann: der Erhalt einer Verdienstmedaille wurde als Bestätigung für seine Entlassung als Rektor der Humboldt-Universität gewertet.

Das Kuriosum einer konspirativen Ehrung, die als symbolisches Kapital gleichsam nur "under cover" genutzt werden konnte, erweist sich nach dem Systemwechsel als gefährliche symbolische Kontamination, die politische und wissenschaftliche Karrieren beenden kann.

Anmerkung

- 1) Eine ausführliche Version des Vortrags mit weiteren Beispielen und Literatur erscheint im Berliner Journal für Soziologie.
- 2) Im Vortrag wurden diese Überlegungen u.a. anhand der Ehrungen für die tschechischen Reformer nach der Wende und für den Staatsgast Erich Honecker vor der Wende erläutert. Hier will ich mich auf einige Bemerkungen zum Fall Manfred Stolpe beschränken.

Ludgera Vogt, Universität Regensburg, Institut für Soziologie, D-93040 Regensburg

2. »Früher haben wir sicherer gelebt!« Über soziale Gewinne und Verluste der Wiedervereinigung

Winfried Gebhardt und Georg Kamphausen

In vielen Gesprächen, die wir in den letzten Jahren in ländlichen Gegenden der ehemaligen DDR geführt haben, tauchte immer wieder - und im Fortschreiten der Zeit immer häufiger - ein besonderes, symbolreiches Bild auf: die nostalgische Verklärung des alten Staates als einer »gestrengen Mutter«, die zwar ab und zu - auch unbegründet - »ihren ungehörigen Kindern auf die Finger schlug«, sich aber trotzdem »hingebungsvoll um sie kümmerte«. Auf welchen realen Alltagserfahrungen fußt diese Verklärung des DDR-Staates als einer »gestrengen Mutter«? Was sagt sie aus über die Befindlichkeit derjenigen, die sich an ihr orientieren? Welche Ordnungsvorstellungen stehen hinter einem solchen Bild? Läßt sich die Vorliebe für solch eine Identifikationsfigur sozial, geistes- und mentalitätsgeschichtlich verorten? Diesen Fragen wollen wir im folgenden nachgehen. Dabei stützen wir uns auf Gesprächssequenzen aus Interviews, die wir in südthüringischen und sächsischen Landgemeinden in den Jahren 1992-94 durchgeführt haben (vgl. Gebhardt/Kamphausen 1994).

I.

Läßt man die Menschen in der ehemaligen DDR die Entwicklungen seit der Wende bilanzieren, so ergibt sich fast durchgängig das Urteil, daß die insgesamt als positiv gewerteten politischen und wirtschaftlichen Veränderungen mit einem Verlust an Sicherheit und Geborgenheit, mit einer Verkomplizierung des Gewohnten, Selbstverständlichen und Eingelebten verbunden seien, die letztlich mit dem Verlust der »Gemeinschaft« bezahlt wurden. Exemplarischen Ausdruck findet dieser Sachverhalt in dem beständig wiederholten Satz, »der Zusammenhalt zwischen den

Menschen habe sich verschlechtert«. Im Moment scheint es, dominieren bei der Aufstellung einer Gesamtbilanz noch die negativen Erfahrungen. Die erkennbaren Zugewinne an individueller Wahl- und Gestaltungsfreiheit sind nicht in der Lage, die sozialen Beziehungsverluste, die sich durch einsetzende Individualisierungs- und Differenzierungsprozesse ergeben, zu kompensieren. Obwohl diese Stimmung für die gesamte ehemalige DDR typisch ist, scheint sie in ländlichen Gegenden besonders stark in Erscheinung zu treten, vor allem deshalb, weil hier das politisch propagierte Ideal des sozialistischen Kollektivs seine Entsprechung in der Realität einer als harmonisch und egalitär vorgestellten, sinn- und identitätsstiftenden Dorfgemeinschaft fand. Die Angst, daß die ehemals so harmonische Dorfgemeinschaft zerfalle, ist jedenfalls das zentrale Thema in den von uns untersuchten Gemeinden gewesen.

Diese Befürchtungen lassen sich nur verstehen vor dem Hintergrund des Alltagslebens in der ehemaligen DDR. Obwohl der sozialistische Traum von einer Gesellschaft der Gleichen unter den Bedingungen des real existierenden Sozialismus nur von den wenigsten Bürgern als eine auch nur in Ansätzen realisierte Utopie erfahren wurde, so hat doch die durch staatliche Direktive zementierte Egalisierung der ökonomischen Zugangschancen eine »Notgemeinschaft« entstehen lassen, deren ökonomischer »Notstand« als gemeinschaftlicher »Wohlstand« gewertet werden konnte. Da jeder vom anderen wußte, was er in der Lohntüte mit nach Hause brachte, konnte der Neid - als wirkungsvoller Schmierstoff sozialer Differenzierung - keine die Individualisierung befördernde Wirkung ausüben. Auf dem Boden dieser nicht nur prinzipiellen, sondern auch real existierenden Gleichheit konnten ganz bestimmte, gleichgerichtete und auf Gegenseitigkeit beruhende Ansprüche an die Leistungs- und Belastungsfähigkeit der Familie, der Nachbarn und Freunde gestellt werden. Ökonomische Gleichheit bedeutete daher nicht nur, daß jeder über die gleichen, geringen finanziellen Mittel verfügte, für die er sich nicht das kaufen konnte, was er wollte. Gleichheit bedeutete auch, daß man das zum Leben Notwendige, wie auch jede Realisierung des kleinen Glücks, nie gegen, sondern nur mit den Anderen bekommen und verwirklichen konnte. Jeder Versuch, Andersartigkeit, Besonderheit zu zeigen, wäre als ein Verstoß gegen die geltenden Verhaltensstandards geahndet worden. Die Möglichkeiten des Unterscheidens waren begrenzt durch die Art der verfügbaren Warenmenge. Man mußte sich bei dem staatlich verordneten Einheitskonsum schon etwas einfallen lassen, um Aufmerksamkeit zu erlangen. Das beförderte eine Bastlermentalität, die von Improvisation und dem Sozialkapital guter Beziehungen lebte. Man lebte in der Atmosphäre »einer Betriebsgemeinschaft« (Neckel 1993:188), in der man zwar erkennbar sein, aber nicht auffallen wollte.

II.

Alles dies hat sich nach der Wende grundlegend geändert. Gestiegene Arbeitsanforderungen, längere Anfahrtswege zum Arbeitsplatz, berufliche Weiterbildungsmaßnahmen, die zeitaufwendigen Umstellungen in der Organisation des alltäglichen Lebens - all dies nagt an den traditionellen Formen des dörflichen Gemeinschaftslebens. Nicht nur Stammtisch- und Vereinssitzungen sind jetzt schlechter besucht, auch das früher so geschätzte Gespräch am Gartenzaun, der Plausch beim Einkaufen, der Ausflug mit der Familie oder mit Freunden wird durch die Anforderungen der »neuen Zeit« beeinträchtigt. Noch mehr allerdings als durch die »Beschleunigung der Zeit« sieht man die Gemeinschaft bedroht durch die Übernahme des westlichen Wirtschaftssystems. Für

den Verlust der Gemeinschaft wird das Geld verantwortlich gemacht, das ja »im Kapitalismus allein zähle«. Das Geld rückt in den Vordergrund, der Besitz bestimmter Waren erzeugt Neid. Protzerei und Prahlerei beginnen das allgemeine Klima zu vergiften. »Geld war ja uninteressant. Untereinander hat die Gemeinschaft jetzt doch gelitten. Die zwischenmenschlichen Beziehungen sind nicht mehr da. Wenn du Geld hast, kannst du alles kaufen. Früher hattest du einen Kollegen, der dir geholfen hat. Und später hast du ihm eben geholfen«. Mit der steigenden Verfügung über Geldmittel ändert sich die Bereitschaft, für andere unentgeltlich zu arbeiten. Die Möglichkeit einer finanziellen Entlohnung entbindet von der Verpflichtung zu gegenseitiger Hilfeleistung und führt zu einer Anonymisierung der in Anspruch genommenen Dienste. »Der Zusammenhalt unter den Leuten, der war echt in einer Notsituation besser. Und das hat sich jetzt geändert. Ich meine, der Abstand zwischen arm und reich ist elend größer geworden. Die Leute sind viel reservierter und mit mehr Vorbehalten jetzt. Und das gab es früher eigentlich nicht. Früher saßen alle im gleichen Boot, die sozialen Unterschiede waren nicht da. Jeder wußte, was der andere verdiente. Es gab keine sozialen Unterschiede, auch nicht am Biertisch. Ich will es mal so sagen. Man hat sich psychisch gesehen wohl gefühlt. Der Bürger war in der Beziehung verwöhnt, rein von der psychischen Sozialvariante war er verwöhnt. Er war nur nicht mit materiellen Dingen verwöhnt, weil es eben alles zum Nulltarif gab«.

Das Geld, so wurde immer wieder betont, ruiniere die Gemeinschaft, weil es die Gleichwertigkeit der Menschen und damit das Gefühl ihrer gegenseitigen Achtung aufhebt. »Das Geld hat sich auf die Dorfgemeinschaft negativ ausgewirkt, ganz bestimmt. Vor allem durch den Neid, wer das größte Auto hat und wer als erster so ein Auto hat und wer zwei hat. Unser Nachbar z.B. da drüben war immer schon Partei und treu und Linie und hat alles mitgemacht. Die waren die ersten, die ein neues Westauto hatten. Die hatten einen Golf geschenkt gekriegt von drüben. Auf einmal hatten die Westverwandte, früher nie. Gebrauchten Golf geschenkt gekriegt und dann noch einen roten! Rote Farbe! Und dann hat der jeden Abend sein Garagentor aufgemacht, mit Licht, wie es dunkel war, damit jeder seinen Golf sieht. Solche Sachen gibt es oder gab es«. Ganz instinktiv begreifen die Menschen in diesen Zeiten des Umbruchs, daß mit dem wachsenden Wohlstand nicht nur das Ausmaß an sozialer Differenzierung und Individualisierung steigt, sondern sich der Erbfeind jeder Gemeinschaft in den Herzen ihrer Verwandten, Nachbarn und Freunde einzunisten beginnt: der Neid. Der Übergang von einem kollektiven Status zu einer als defizitär empfundenen Individualität (vgl. Neckel 1993:82) ist schmerzhaft und mit einer ganzen Reihe ungewohnter Enttäuschungen verbunden, die alle verkraftet werden müssen.

Es ist auffallend, daß sich die meisten der Befragten nicht im Längs-, sondern im Querschnitt vergleichen. Sie bemessen ihre eigenen Lebensumstände nicht mehr an der eigenen Vergangenheit, sondern an dem, was zeitgleich in den anderen Teilen des Landes - oder eben in der Garage des Nachbarn - vorhanden ist. Die Ärmel aufkrempeln, das kannte man ja schon. Was man jetzt will, ist leben und am allgemeinen Wohlstand teilhaben. Aber dieser Wohlstand, den man erstrebt, bedroht gleichzeitig auch die eigenen Lebensgrundlagen, ohne die man in der dörflichen Gemeinschaft nicht leben zu können glaubt. Das westliche Wirtschaftssystem, so befürchten viele, wird die Unterschiede zwischen den Menschen befördern und die Gleichheit beenden. Seine Profiteure sind die Reichen. Der »kleine Arbeiter« aber wird aus diesen Veränderungen, so die allgemeine Überzeugung schlechter herauskommen, als er in sie hineingeriet. »Im Grunde genommen hat jeder seine Sicherheit gehabt. Das gibts nicht mehr. Und damit müssen ja nun auch die kleinen

Leute fertig werden. Alle«. Wer sich seine eigenen finanziellen Sicherheiten schaffen kann, wird aus den neuen Umständen gewiß seinen Vorteil ziehen. Alle anderen haben das Nachsehen. »Das ganze Soziale ist ja jetzt alles ein bißchen nicht mehr so wie es früher bei uns war. Ganz so sicher sind wir nicht mehr«. Früher, so sagen viele der Befragten, »früher war es ruhiger«. Das Resultat dieser für alle neuen Entwicklung ist »ein depressiver Zwangsindividualismus, der auch durch die gestiegenen Konsumchancen nicht dauerhaft aufzuhellen ist« (Neckel 1993:190).

III.

Die hier nur skizzierten Ansichten ostdeutscher Bürger über Gewinne und Verluste der Wiedervereinigung stehen in seltsamer Nähe zu einer spezifisch deutschen Denkfigur, die das Begriffspaar »Gemeinschaft und Gesellschaft« im Sinne eines moralischen Gegensatzes behandelt, wobei Gemeinschaft eindeutig als das höherwertige Gut gilt. Es ist bekannt, daß die Unterscheidung zwischen Gemeinschaft und Gesellschaft einer bestimmten Tradition der deutschen Sozialphilosophie geschuldet ist, die von Adam Müller und Franz von Baader bis zu Ferdinand Tönnies, Othmar Spann, Werner Sombart und Hans Freyer reicht; eine Tradition, die aus der Wirtschafts- und Kapitalismusfeindschaft des deutschen Bildungsbürgertums und seiner Skepsis gegenüber den Formen der wirtschaftlichen Vergesellschaftung das Programm einer »neuen Gemeinschaft« formulierte. Gesellschaft, so lautete spätestens seit Tönnies das Argument, führe zur Vereinzelung und Vereinsamung des Menschen und entwurzele ihn damit aus seiner angestammten Gemeinschaft. Gesellschaftlich miteinander verbundene Menschen seien gar nicht wirklich miteinander verbunden. Gesellschaft sei kein echtes, sondern nur ein scheinbares, ein künstliches Zusammenleben, ein »mechanisches Artefakt«. Deshalb sei Gesellschaft gekennzeichnet durch »potentielle Feindseligkeit« und »latenten Krieg«, ihr fehle die »Wärme«, sie mache sogar die Frauen, die von ihrem ganzen Wesen her gemeinschaftlich eingestellt seien, »herzenskalt«. Gesellschaft sei eine Form des Zusammenlebens, in der zwar »jeder für alle dazusein, alle jeden als ihresgleichen zu schätzen scheinen, in Wahrheit aber jeder an sich selber denkt und im Gegensatz zu allen übrigen seine Bedeutung und seine Vorteile durchzusetzen bemüht ist« (Tönnies 1978:46).

Diese Lehre blieb nicht ohne Folgen. Gesellschaft und der mit ihr eng verbundene Begriff der Individualisierung hatten in der deutschen Sozialphilosophie immer einen negativen Beigeschmack. Standen sie ursprünglich für die Befreiung des Menschen aus ständischen Strukturen und den Zwängen gemeinschaftlicher Kontrolle, für einen Zugewinn an Selbständigkeit und Autonomie, so wurden sie mit fortschreitender Einsicht in die Folgen der durch sie ausgelösten »Entfremdungserscheinungen« immer mehr negativ belegt, bis sie spätestens in der Weimarer Republik zu Schlüsselbegriffen der konservativen und sozialistischen Kulturkritik avancierten. Selbst Georg Simmel und Max Weber als - wenn auch ambivalente - Befürworter des modernen Individualismus trauerten der Auflösung traditioneller Gemeinschaftsbeziehungen nach. Selbst bei ihnen steht Individualisierung primär für die Freisetzung aus Bindungen, für den Verlust eines »sinnstiftenden Zentrums«, für den Mangel an Überschaubarkeit und Ordnung (vgl. Gebhardt 1994). Individualisierung meint nur selten den Zugewinn an persönlicher Freiheit, und wenn, dann ist dieser immer begleitet durch den Verlust von Identität, Konsens, Geborgenheit und Harmonie. Dementsprechend ist das deutsche Ideal nicht das in Freiheit und Ungewißheit ver-

antwortlich handelnde Individuum, sondern die »Persönlichkeit«, der es aus eigener Kraft gelingt, nicht nur die Widersprüchlichkeiten der modernen Gesellschaft auszuhalten, sondern diese in einem schöpferischen Akt zu einer zukunftsweisenden Einheit, zu einer neuen Synthese, die oftmals im Gewande der »neuen Gemeinschaft« daherkommt, zusammenzuzwingen (vgl. Rammstedt 1985).

Es fällt nun auf, wie stark diese intellektuelle Denkfigur sich in der Mentalität der von uns Befragten als »gesunkenes Kulturgut« niedergeschlagen hat. Man ist zwar begierig auf die Früchte der Gesellschaft, wie individuelle Wahlfreiheit und materiellen Wohlstand. Gleichzeitig werden die negativen Folgewirkungen von Gesellschaft wie Distanz, Formalisierung, Unübersichtlichkeit und Ungleichheit vehement abgelehnt und die Segnungen der Gemeinschaft, ihre Unmittelbarkeit und Wärme, ihre Direktheit und Verbindlichkeit beschworen. Der paradoxe Wunsch, Individualisierung und Gemeinschaftsbindung gleichzeitig genießen zu können, beschreibt das Idealbild menschlichen Zusammenlebens. Man will die Vorteile von Demokratie und Kapitalismus genießen, von ihren gemeinschaftszerstörenden Nachteilen aber nichts wissen.

IV.

Die mit dem Einbruch der Gesellschaft in die Gemeinschaft verbundenen Erfahrungen von Hektik, Stress, Unsicherheit, beginnender sozialer Differenzierung und akzelerierender Ungleichheit, führen - nachdem die erste Euphorie verfliegen ist - zur nostalgischen Verklärung der unmittelbaren Vergangenheit, die jetzt im Vergleich zu den Anforderungen eines Kapitalismus, der die Jagd nach dem schnöden Mammon zu seinem obersten Gesetz erklärt, als überschaubar, unkompliziert und ruhig erscheint. Die Sehnsucht nach Gemeinschaft gewinnt wieder an Boden. Intensiv wird auch auf dem Dorf über den »dritten Weg« diskutiert, der die Vorteile von Kapitalismus und Sozialismus, von Gemeinschaft und Gesellschaft zusammenzubinden vermag. Vor diesem Hintergrund wird dann auch das Bild der »gestrengen Mutter« verstehbar. Der real existierende DDR-Staat mit seiner ihm Kern patriarchalen Gemeinschaftsverfassung war eine gestrenge Mutter. Er hat die Familie zusammengehalten. Er sorgte für eine gewisse materielle Grundausstattung und - noch wichtiger - dafür, daß keiner aus der Reihe tanzte. Und der es tat, dem schlug er auf die Finger. Das war zwar schmerzhaft, aber notwendig und wurde von den meisten nicht nur akzeptiert, sondern sogar begrüßt. Natürlich hätte man lieber eine verständnisvolle und tolerante Mutter gehabt, die ihren Kindern Spielraum für ihre individuellen Wünsche und Freiheitsbestrebungen gewährte. Von der Übernahme des westlichen Wirtschafts- und Gesellschaftssystems hatte man sich genau diese neue Mutterrolle erhofft. Diese Hoffnung wurde enttäuscht. Anstatt eine neue, offene und tolerante Mutter zu bekommen, fand man sich unversehens im Waisenhaus der altbundesrepublikanischen Gesellschaft wieder, schutz- und machtlos ausgesetzt den Belehrungen und Befehlen fremder, arroganter Erzieher. Einem Leben in der kalten Anonymität eines Waisenhauses gegenüber gewinnt aber noch die strengste Mutter an Reiz. Lieber eine gestrenge Mutter als gar keine. Und von der liebenswerten Mutter, dem dritten Weg zwischen Kapitalismus und Sozialismus, kann man ja auch weiterhin träumen.

Literatur

- Gebhardt, Winfried (1994), Soziologie aus Resignation. Über den Zusammenhang von Gesellschaftskritik und Religionsanalyse in der deutschen Soziologie der Jahrhundertwende, in: *Leviathan* 22: 520-540.
- Gebhardt, Winfried/Kamphausen, Georg (1994), Zwei Dörfer in Deutschland. Mentalitätsunterschiede nach der Wiedervereinigung. Opladen.
- Neckel, Sighard (1993), Die Macht der Unterscheidung. Beutezüge durch den modernen Alltag. Frankfurt/M.
- Rammstedt, Otthein (1985), Zweifel am Fortschritt und Hoffen aufs Individuum. Zur Konstitution der modernen Soziologie im ausgehenden 19. Jahrhundert, in: *Soziale Welt* 36: 483-502.
- Tönnies, Ferdinand (1978), *Gemeinschaft und Gesellschaft*. Grundbegriffe der reinen Soziologie, 8. Aufl.. Darmstadt.

PD Dr. Winfried Gebhardt, Dr. Georg Kamphausen, Universität Bayreuth, Lehrstuhl für Politische Soziologie und Erwachsenenbildung, Amerika-Forschungsstelle, Postfach 101251, D-95440 Bayreuth

3. Risiken, Verantwortung, Schicksal: Zusammenhänge, postmodern

Wolfgang Lipp

Ich vertrete die These, daß die Produktion von "Risiken" einen Punkt erreicht hat, der es rechtfertigt, von "Schicksalhaftigkeit" zu sprechen. Sachverhalte mit Namen zu versehen, ist dabei nicht nur Angelegenheit der Definition; es geschieht vielmehr mit Blick auf bestimmte inhaltliche Eigenschaften, die den Dingen zukommen, und zielt darauf ab, bisher verdeckte, vergessene und verdrängte Seiten freizulegen. Wenn ich Risiken als Schicksal bezeichne, nehme ich insoweit an, daß sie Schicksal tatsächlich sind und bei allen Zügen, die sie ihrer Genese aus der Moderne verdanken, in die Nähe von "Fatalität" geraten.

Versteht man unsere Gesellschaft, mit Ulrich Beck (1986) zu sprechen, als "Risikogesellschaft", hat man es weniger mit Spiel-, Gewinn- und Wettgemeinschaften zu tun, die bei geringem Einsatz die Chance geben, das große individuelle Los zu ziehen, als mit einem System, dessen Mechanismen ausufernden kollektiven Schaden wahrscheinlich machen. Die Spannung, die zwischen bestmöglichen individuellen Nutzenstrategien und anzustrebenden obersten Sozialwerten ganz grundsätzlich liegt, läuft zunehmend hier auf unvermeidliche "tragic choices", auf Wahlen hinaus, die weittragende negative soziale Folgen haben.

Ich will im folgenden versuchen, die Fragen im Kontext zu behandeln, und stelle neben der Kategorie des "Schicksals" namentlich die Konzepte "Risiko" und "Verantwortung" zur Diskussion. Risiken und das Schicksal, das heute aus ihnen erwächst, werfen ersichtlich nicht nur analytische, sondern praktisch-normative Fragen auf, und zu den Themen, die sich hier aufdrängen, zählt gewiß das Problem der Verantwortung. Wo Risiken drohen, wird der "Ruf nach Verantwortung" (Kaufmann, 1992) laut; wer verantwortet Risiken aber wirklich, und wie geschieht dies?

1. Risiken zu erwägen, Risiken einzugehen setzt nicht nur ein Minimum von rationaler Kalkulation voraus, sondern impliziert, als Zurechnungspunkt, Subjekte, die kalkulieren; sie baut auf